

Sind wir ein Volk?

DDR-Reporter berichten
aus Deutschland West

BRD-Reporter berichten
aus Deutschland Ost

Herausgegeben von
Irmela Hannover und
Ilona Rothin

Rasch und Röhring / Theuberger

Irmela Hannover (BRD)

STERN, NEUE REVUE und GOLDENES BLATT in einem

Vier Wochen als Hospitantin bei der »Neuen Berliner Illustrierten«

Ich hatte mir eine DDR-Fahne gewünscht. Zur Erinnerung, aber auch als gewendetes Symbol der alten und nun neuen DDR-Opposition gegen den Ausverkauf an den Westen. Als ich den Redaktionsraum betrete, in dem ich die nächsten vier Wochen als Hospitantin bei der Neuen Berliner Illustrierten sitzen soll, liegt ein gefaltetes Stoffpaket auf meinem Schreibtisch: eine große DDR-Fahne mit Zirkel und Hammer im Ährenkranz - »direkt aus dem ZK«, wird mir versichert. Ein Freundschaftsgruß von der Kollegin, die nun im Austausch an meinem Schreibtisch im WDR sitzt. Die hängen wir auf, beschließen meine Zimmer-Kollegin Uli und ich. Im Schatten dieser Fahne sitzend, lerne ich die Kollegen der Neuen Berliner Illustrierten kennen. Und erfahre eine Menge über die Stimmung im Haus: »Na, det find ick schau«, meint die junge Kollegin, die nach Prenzlauer Berg aussieht. »Da müssen erst Kollegen aus dem Westen kommen, daß wir es wieder wagen, uns als DDRler zu bekennen.« Alles, was unter 35 Jahren ist, gibt ähnliche Kommentare ab. Die Älteren sind eher verdutzt: »Ist das hier ein Nachruf?« fragt einer skeptisch. »Das gab's hier ja schon länger nicht mehr«, meint eine Frau, fast so, als freue sie sich, mal wieder Vertrautem zu begegnen. Aber eigentlich ist das Ganze wohl eher eine snobistische Marotte der West-Kollegin, so scheint mir die in Höflichkeit verpackte Meinung der Mehrheit zu sein. Eine DDR-Fahne - in diesen Zeiten . . .

Der erste Tag

Gleich zu Beginn meiner Hospitanz wird mir »Überlebenstraining für DDR-Journalisten und andere Pressemitarbeiter« geboten: Belegschaftsversammlung der 1500 Beschäftigten des Berliner Verlages. Dieser führt die Tageszeitung »Berliner Zeitung«, die »BZ am Abend«, die Wochenzeitschrift »Wochenpost«, die »Neue Berliner Illustrierte«, genannt NBI, die Programmzeitschrift »FF dabei«, die »Freie Welt«, die illustrierte Wochenzeitung für die Frau »Für Dich«, das Satiremagazin »Eulenspiegel« und die Monatszeitschrift für Unterhaltung, Bildung und Geschmacksbildung (!)

»Das Magazin«. Die Eigentümerin des Verlages, die SED, nun PDS, hat geladen, um den Mitarbeitern das weitere Schicksal des Verlages zu erläutern. Es treten auf: Lothar Bisky, bisher angesehener Direktor der Filmhochschule in Babelsberg, nunmehr eher hilflos wirkender Medienreferent im Vorstand der PDS: 51 % des Verlages würde die PDS halten, bietet er den verunsicherten Mitarbeitern an, für den Rest muß ein West-Partner gefunden werden. Die Partei will und kann so ein großes Imperium nicht mehr führen.

Weiterer Akteur auf dieser unruhigen Versammlung: Herr Würzberger von der Zenitag - bisher Gesellschafterin des Berliner Verlages. An Akzent und Diktion unschwer als alter Funktionär aus Sachsen zu erkennen. Als er von nicht vorhandenen Druckkapazitäten im restlichen »sozialistischen Lager« redet, lacht der Saal leise. Der Arme hat die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt.

Hauptfigur des Vormittags: Rechtsanwalt Metzler aus Düsseldorf, Konkursanwalt. Ihn hat die PDS mit der Verhandlungsführung beauftragt, damit die gewieften West-Käufer die naiven Ost-Verkäufer nicht über den Tisch ziehen. Doch irgendwie traut die Versammlung dem Herrn im schicken braunen Sacko nicht. In wohlgesetzten Juristenworten beschreibt er immer wieder seinen Auftrag, der selbstverständlich auch die Sicherung der sozialen Rechte aller Angestellten des Berliner Verlages umfasse. Aber in Belegschaftseigentum überführen ginge schon aus steuerrechtlichen Gründen nicht, das würde viel zu teuer. Was für ein Steuerrecht denn hier überhaupt noch gelte, will einer wissen. Aber da greift auch schon der Abgesandte der IG Medien aus Stuttgart ein, der verhindern soll, daß die Ost-Kollegen von den Ost-West-Joint-Venture-Arbeitgebern über den Tisch gezogen werden, und liefert sich mit Rechtsanwalt Metzler einen Schlagabtausch. »Sie wissen doch genauso gut wie ich, welche Interessen die Großverlage hier verfolgen«, versucht er den distinguierten Juristen aus der Reserve zu locken. »Was reden diese beiden Westler eigentlich da vorn«, murrte eine Frau neben mir zu ihrem Nachbarn. »Ich vesteh' kein Wort.«

So geht es den meisten, und deswegen löst sich die Versammlung gegen Mittag mehr oder weniger ergebnislos auf. Der Berliner Verlag ist nun in eine GmbH überführt, und Geschäftsführer sind der Chefredakteur der Berliner Zeitung und der bisherige Belegschaftsvertreter Pankau, der seine Kollegen beschwört, ihm zu vertrauen, er sei durch Übernahme dieser Funktion nicht zum Arbeiterverräter geworden. Und weil den Kollegen nichts anderes übrigbleibt, als zu vertrauen, wird er in seiner Doppelfunktion als Belegschaftsvertreter und Gesellschafter des Arbeitgebers eben dieser Belegschaft auch in die Verhandlungen mit den Joint-Venture-

Partnern geschickt. Die Frage des »Klassenstandpunktes« hat sich angesichts der existentiell bedrohlichen Lage schon lange erledigt . . .

Ein paar Tage später

Die Stimmung in der Redaktion ist bedrückt. Auf den Fluren und in den Kantinen hört man noch Kommentare zu der Belegschaftsversammlung: Die Wessis diskutierten jetzt schon nur noch untereinander, und Ost-Laien, über Nacht zu Geschäftsführern einer GmbH avanciert, versuchten mitzumischen. Das sei doch lächerlich und insofern alles völlig hoffnungslos. Wie ich denn die Lage sehe? Viele Kollegen schauen bei mir vorbei, um meine westliche und damit offensichtlich kompetente Einschätzung der Überlebenschance der NBI zu hören. Noch äußere ich mich recht hoffnungsfroh, trotz erster Erfahrungen mit den Widrigkeiten eines Journalistendaseins in der DDR: Das höchste der Gefühle ist, morgens das ND und die Berliner Zeitung zu lesen, andere Zeitungen werden in der Redaktion nicht geführt. Beim Chefredakteur kann man sich die Frankfurter Rundschau und die Welt ausleihen – dann ist Schluß. Die Ost-taz muß man sich bei Kollegen von der BZ besorgen, neue DDR-Zeitungen wie »das blatt«, »Die andere Zeitung« u.ä. versucht man am Post-Kiosk zu bekommen, ebenso den teuren SPIEGEL, den man aber durch Bezirzen von West-Besuchern umsonst zu ergattern versucht. Daß in den neuen DDR-Zeitungen häufig Themen, die für eine der nächsten NBI-Ausgaben geplant sind, schon behandelt wurden, stört keinen. Das Denken in Wettbewerbskategorien ist noch völlig unbekannt, also muß man die Konkurrenz auch nicht lesen. Ist die Materiallage schwierig, so gestaltet sich das Recherchieren per Telefon unter Umständen oft noch mühsamer. Mögliche Informanten besitzen oft kein Telefon, also muß man auf gut Glück bei ihnen vorbeifahren – sofern sie in Berlin wohnen und ihr Wohnort mit der S-Bahn erreichbar ist, da viele junge Kollegen kein Auto besitzen. Haben sie aber Telefon, dann sind sie oft trotzdem nicht zu kriegen – entweder weil sie nie an ihrem Arbeitsplatz sind oder keine Sekretärin haben, oder sonst was Geheimnisvolles, es ist jedenfalls zum Ver zweifeln. Unterlagen zuschicken geht grundsätzlich nicht, weil es keine Kopiermöglichkeiten gibt und ein Fax-Gerät schon gar nicht. Versucht man, Informationen in West-Berlin mitzuverwerten oder schlicht einen Termin mit jemandem »drüben« zu verabreden, dann kommt man ohne einen Grenzübertritt bis zur nächsten West-Telefonzelle nicht aus. Uwe, unser armer Zimmergenosse, recherchiert gerade Schwarzarbeit von DDR-Bürgern in West-Berlin. Regelmäßig leiht er sich von mir Westgroschen, damit er mal wieder bei der Polizei nachfragen kann, wann eine Razzia stattfindet.

In die allgemeine Untergangsstimmung nach der Belegschaftsversammlung kommt die Meldung aus dem ADN-Ticker, daß die Zeitung der westlichen Großverlage nun auch im Währungsverhältnis 1:1 verkauft würden. Bisher hatten sich die Verleger noch an ihr eigenes Gentlemen's Agreement zum Schutz der DDR-Presse gehalten und ihre Titel entsprechend dem Umtauschverhältnis zum dreifachen Westpreis verkauft. Nun ist auch diese Schamgrenze gefallen. »Das ist das Aus für die DDR-Presse«, meint Uli und schaut nachdenklich auf die Fahne. »Wie sollen wir da mithalten können mit unseren mittelalterlichen Produktionsbedingungen?«

Auf der Konferenz am nächsten Morgen wird ein Thema für die Kolumne gesucht. Eigentlich gibt es für die Seite 2 mit dem Kommentar, der Glosse und der Kolumne einen zuständigen Redakteur, der sei aber, flüstert Uli, zu blöd. Bisher Mitarbeiter der GST - Gesellschaft für Sport und Technik, eine Art Ableger der Stasi - ist er als rotgesichtiges hilfloses Strandgut der Wende vom Chefredakteur barmherzig aufgenommen worden. Nun muß die Redaktion die Arbeit des inkompetenten Kollegen miterledigen. Die Themensuche ist gerade bei der Wahl in Brasilien gelandet - einmal weg vom Deutsch-Deutschen - als jemand die 1:1-Keule der westlichen Großverlage in die Debatte wirft. Allgemeine Zurückhaltung. Wir können doch nicht in eigener Sache vor dem Leser lamentieren, wird eingeworfen. Und: So sei das eben in der Marktwirtschaft. Da kommt dem stellvertretenden Chefredakteur die rettende Idee: Ob ich als West-Journalistin nicht einen Gastkommentar . . .

Seit es den von den Redakteuren gewählten Chefredakteur gibt, haben 16 Kollegen die NBI verlassen. Zumeist, weil sie von anderen Projekten mit vermeintlich größeren Zukunftsaussichten abgeworben wurden. Zu meiner großen Überraschung ist auch meine Freundin Elfi gegangen, bisher das Enfant terrible der Zeitung. Warum gerade jetzt, wo etwas Neues aus der Zeitung zu machen wäre?, frag ich sie. »Ach, weißt du«, sagt sie, »jahrelang wurde ich als »Feministin« und »Grüne« von den Parteijournalisten hier verschrien, nun brauch ich mir nicht anzusehen, wie sich dieselben Leute Springer an den Hals werfen und die CDU-Wähler hofieren.« Da verkauft sie sich lieber selber, und zwar an einen umtriebigen DDR-Rückkehrer, der, aus unklarer Geldquelle gespeist, eine Zeitung nach der nächsten gründet. Aber für Elfi ist im Moment die Hauptsache, daß sie endlich mal anerkannt wird in ihrer Arbeit. Nun ist sie Chefredakteur, nein Chefredakteurin einer Stadtteilzeitung und verdient 5000 Mark. Sie kann es immer noch nicht fassen.

Am Abend nimmt sie mich mit nach West-Berlin, wo wir den Unternehmensberater Christian Christiansen treffen. Er hat Elfi animiert, einen

Verein der Zeitungs- und Zeitschriftenverleger in der DDR zu gründen, als Gegenlobby zum VDZ der Bundesrepublik, der sich gemeinsam mit den Großverlagen in der DDR tummelt und ein verlagsgesteuertes Vertriebssystem aufbaut. »Kannst du dir das vorstellen?«, fragt sie mich im Auto. »Ich: Vorsitzende des Verleger-Verbandes, der Protestnoten an die DDR-Regierung und das Kartellamt schickt?!«

Der joviale Herr Christiansen lädt uns zu einer Pizza ein und erkundigt sich nach den Aktivitäten des Verbandes. Es stellt sich heraus, daß er auch die graue Eminenz eines »Vereins zur Förderung eines verlegerunabhängigen Vertriebssystems in der DDR« ist. Und während er mir die Tricks und Machenschaften der Großverlage und das korrupte Gebaren der DDR-Post, die eigentlich bisher das Vertriebsmonopol besaß, zu erklären sich bemüht, frage ich mich, welche Rolle er selbst wohl in diesem Ost-West-Poker spielt.

Nächster Tag

Die Kolumne muß am Donnerstag fertig sein, damit sie am Donnerstag nächster Woche gedruckt erscheinen kann. Bis dahin kann natürlich schon alles ganz anders sein als heute, aber das darf den Journalisten einer DDR-Illustrierten nicht beunruhigen. So sind eben die Produktionsverhältnisse. Ich schlage mich erst einmal mit einer antik anmutenden Schreibmaschine herum, deren Farbband so lange herausspringt, bis ich beschließe, mein Werk handschriftlich bei der Redaktionssekretärin zu hinterlegen. Währenddessen rennt Uli wie ein aufgescheuchtes Huhn immer rein und raus, korrigiert Manuskripte, begutachtet Fotos, telefoniert verzweifelt nach Autoren und versichert mir zwischendurch immer wieder, daß sie kurz davor ist, alles hinzuwerfen. Vor ein paar Tagen ist sie zur Chefreporterin ernannt worden, doch außer daß damit eine weitere hierarchische Ebene eingeführt wurde, auf der Manuskripte gegengelesen und Fotos begutachtet werden müssen, scheint das nicht viel zu bedeuten. Und die Reporter-Gruppe, die Uli leiten soll, wird von Tag zu Tag kleiner. Sie selber kommt überhaupt nicht mehr zum Schreiben.

Am Nachmittag ist Redaktionskonferenz. Die Ausgabe nach den Volkskammerwahlen wird kritisiert. Auf einer Doppelseite wird das Treiben im Palast der Republik und bei den Parteien beschrieben - eine Woche nachdem es in allen Zeitungen bereits gestanden hat. Weitere Themen der Ausgabe: »Trabi ade«, über gebrauchte West-Autos, ein Portrait des Malers Rainer Fettig, eine Doppelseite über das Fechten, eine Reportage aus Litauen, ein Portrait des DDR-Forschungskosmonauten Jähn, ein Portrait des Regisseurs Günter Stahnke und in der »Urlaubsbörse«, ein erstes Joint-

Venture mit der Neuen Revue: Moin, Moin, Nordsee. Weil ein Kommentar von mir wohl erwartet wird, sage ich, man habe bei der Ausgabe nicht das Gefühl, eine Illustrierte aus einem Land zu lesen, das gerade Umwälzungen historischen Ausmaßes durchmacht. Keiner reagiert.

Dafür besuchen mich nach der Konferenz einige Kollegen. Ich solle nicht versuchen, die NBI in eine linke, intellektuelle Ecke zu drängen. Da gäbe es nichts zu holen, meint ein Fotograf. »Und wo glaubst du, daß es was zu holen gibt?«, ereifert sich Uli. Die rechten bis liberalen Ecken sind doch nun glitzernd und billig durch die West-Medien abgedeckt. Wenn überhaupt, haben wir nur eine Chance auf dem DDR-spezifischen linken Markt. »Eine taz-NBI zu taz-Gehältern, was?« höhnt der Fotograf. »Ohne mich. Dann mach ich mein eigenes Ding.« Uli und ich wünschen viel Erfolg.

Den Rest des Tages sinniere ich über den für mich überraschenden Fakt, daß ich in einer DDR-Redaktion in die linke Buh-Ecke geraten bin . . . Uli lacht über mein Betroffensein: »Bisher hieß es, die Partei hat immer recht, nun ist es der Wähler, der bedient werden soll. Beamtenmentalität im Journalismus - prächtige Voraussetzung für ein kritisches, hintergründiges Blatt, findest du nicht auch? In der gesamten Redaktion sind noch drei, vier Leute in der Partei. Ich gehör dazu. Ich bin damals aus Berechnung eingetreten, ich werde jetzt nicht aus Berechnung wieder austreten!«

Eine Woche später:

Meine Kolumne ist erschienen - schon nicht mehr ganz korrekt, aber die Grundaussage stimmt nach wie vor. Viele kommen, sich zu bedanken: Das hätte gutgetan, daß mal einer gegen den Verdrängungswettbewerb West-Presse Stellung nimmt, aber so was hätte eben auch nur eine West-Journalistin machen können.

Die Stimmung in der Redaktion schwankt täglich zwischen Aufbruch und Resignation. Je nach Persönlichkeit gehen die einzelnen unterschiedlich mit der von absoluter Unsicherheit geprägten Situation um. Uli, die ein attraktives Angebot einer großen West-Zeitung in der Tasche hat, überspielt ihre Unentschlossenheit durch eine chaotisch anmutende Hyperaktivität. Andere sitzen bedrückt in ihren Zimmern und klagen über Schreibhemmungen. Das sind die Sensiblen, die sich schon vor der Wende quälten, um sich treu bleiben zu können, und die sich nun verraten und verkauft fühlen. Uli hat wenig Verständnis für solche Larmoyanz: »Wollen sie den Zustand von damals wieder? Na also! Dann muß man halt mit der neuen Situation umgehen, versuchen, das Beste draus zu machen.« Aber auch der alte Stänkerer von nebenan, der schon die »Verlogenheit der Greisenclique des ZK« nur durch ausgiebiges Saufen ertragen konnte, sieht seine Rettung im

Rückzug: »Ich laß mich frühpensionieren und zieh mich zurück auf meine Datsche im Mecklenburgischen. Da hab ich noch genug zu tun, gegen die Horden der einfallenden Wessis mich zu verteidigen.« Spricht's und zieht in die Kneipe.

Am Nachmittag ist wieder Redaktionskonferenz: Eine Delegation aus Chefredakteur und Chefgestalter ist aus Speyer zurück, wo man Kontakte zu einer Druckerei aufgenommen hat. Das könnte die Rettung sein. Der Chefredakteur berichtet: Es gäbe die Möglichkeit, die NBI im Euroformat und Vierfarbdruck in dieser Druckerei herzustellen. Man könne auf allen Seiten Farbe drucken (ungläubiges Lachen unter den Anwesenden). Die Seitenzahlen würden sich von jetzt 48 auf 72 steigern. Vorbedingung für all dies wäre allerdings, daß Kunden aus der BRD genügend Anzeigen liefern, mit denen die Kosten getragen werden könnten. »Dies ist unsere letzte große Chance«, ruft der Chefredakteur in die Runde der angespannt Lauschenden. »Das schaffen wir nur, wenn jetzt alle mitmachen. Es muß eine Menge Leistungsdenken bei uns eingeführt werden. Unsere Arbeitsplätze sind so sicher wie die Qualität unserer Arbeit. In den nächsten vier Wochen läuft der Countdown, Wochenenden finden nicht statt. Wer meint, daß er das nicht schafft oder nicht will, der soll sich verabschieden. Wir können jetzt nur hart arbeitende, aufopferungsbereite Mitarbeiter gebrauchen!« Schweigen. Alle sind aufgeregt, aber auch erleichtert. Dann ergreift die alte Mäklerin Monika das Wort: Ob sich die Chefredaktion Gedanken gemacht hätte, wie sie mit den vorhandenen Leuten von einem Tag auf den anderen statt 47 Seiten 72 produzieren will? Die Sekretärin neben mir wird ärgerlich: Kann sie nicht einmal ihre Mäkelei sein lassen und einfach die große Chance sehen? Selbst der alte Stänkerer wird pathetisch und setzt zu einer langen Rede an, in der er seine jüngeren Kollegen zum Ärmelaufkremeln auffordert.

In den Redaktionsstuben dann etwas nüchternere Nachbereitung: Ob das Angebot seriös ist? Mit welchen Leuten soll das alles gemacht werden? Für die abgewanderten guten Journalisten sind, wenn überhaupt, Wendeopfer oder aber Universitätsabsolventen eingestellt worden, die im Leben noch keine Zeile zu Papier gebracht haben. Bewerbungsschreiben, Textproben? »Das läuft hier immer noch wie in alten Zeiten: soziale Erwägungen spielen eine größere Rolle als die Kompetenz. Deswegen haben die sich von Gruner & Jahr auch nur kaputtgelacht, als sie sich den Laden ansahen: Mit dem Haufen inkompetenter Leute? Nie!« Aber für einen selbständigen Versuch fehlt wiederum jegliches Konzept. Lesermarktanalyse? Keiner weiß, was das ist, schließlich hatte man bisher ein Illustriertenmonopol inne. »Die stellen sich vor, man könne STERN, NEUE REVUE und das

GOLDENE BLATT in einem machen.« Trotzdem ist Uli froh: Jetzt könne sie erst mal ihr West-Angebot vergessen, solange es hier noch Hoffnung gäbe . . . Ob ich das verstehen könne? Nach westlichen Karrierekriterien sei das wahrscheinlich völlig irrational, aber irgendwie hänge sie an dem Laden. Währenddessen telefoniert der junge, schüchterne Uwe - frisch verheiratet, eine einjährige Tochter - mit alten Studienkollegen. Vielleicht noch ein Graduiertenstudium machen? Er wolle sich mal die Unterlagen von der Uni kommen lassen. Nein, der Chefredakteur habe keine Namen genannt, aber wer da nicht mithalten könne. . . Vorsichtshalber.

Letzte Woche

Die letzte Redaktionskonferenz für mich steht an, die vier Wochen gehen ihrem Ende zu. Der Chefredakteur hat mich gebeten, die Kritik des letzten Hefes zu übernehmen. Außerdem sollen ein sogenanntes »Konzeptionspapier« und eine neue Personalstruktur diskutiert werden. Wie immer sind alle anwesend: vom Chefredakteur bis zur Sekretärin. Angesichts der Personalnot luxuriös anmutende Basisdemokratie, aber irgendwie sympathisch. Meine Aufgabe ist delikat. Das Heft ist voll seichter Ware, von Harald Juhnke bis Modenschau, gepaart mit einem schwerverdaulichen Essay von Pfarrer Schorlemmer und einem guten Bericht über die neue Arbeitslosigkeit. Ich bringe noch einmal meine Meinung zum Ausdruck: Entweder STERN oder GOLDENES BLATT; mit der vorliegenden Gemengelage könne man meiner Meinung nach keinen Leserstamm aufbauen. Dabei sind die Themen zum Teil durchaus gut: Steinkühler bei Trabant in Zwickau, der Reibach mit dem West-Gemüse - doch die Hauptsache sind die Fotos, der Text ist zumeist belanglos. Aufgegriffen wird deswegen auch nur meine Kritik an dem unpassenden Foto zu einem Feuilleton über die Trabantentstadt Marzahn. Da hab ich die Achillesferse der NBI getroffen: Wieso die Fotografen nicht in der Lage seien, ein Foto von Marzahn zu liefern? Tagelang haben sie ihnen in den Ohren gelegen, schimpft Uli. Das läßt der Fotograf nicht auf sich sitzen: Er habe zwei Fotos vorgelegt, wer die denn aus dem Heft herausgenommen habe? Die seien doch Scheiße gewesen, kontert Uli. Aber wer sie nun herausgenommen hat oder herausnehmen durfte, kann nicht geklärt werden. »Das ewige Problem«, stöhnt Uli. »Keiner ist zuständig und deswegen alle kompetent. Könnten wir in diesem Laden nicht endlich mal eindeutige Verantwortlichkeiten festlegen?« Man wechselt zum Konzeptionspapier, es ist eine Art Leitlinie für den Neuanfang. »Die ersten sechs Zeilen können auch BUNTE, NEUE REVUE, und BESSER SCHLAFEN, NOCH BESSER WOHNEN in ihrem Statut haben«, mokiert sich Uli. Wo denn das Wörtchen »links« geblieben

sei? Der alte Schlagabtausch vollzieht sich: Man wolle kein links-elitäres Blatt machen. Auch der CDU-Wähler müsse sich wiederfinden. »Wenn wir unter 400 000 Auflage sacken, können wir gleich dichtmachen.« Uli Abteilungsleiter hält dagegen: »Wir müssen auf die Stärken setzen, die wir haben. Das ist unsere einzige Chance gegen die West-Medien: also DDR-Themen aus spezifischer DDR-Sicht, Osteuropa usw.« Es wird noch mal eine Arbeitsgruppe zur Überarbeitung der Konzeption zusammengesetzt: alles Männer, Durchschnittsalter über vierzig. Ich stoße Uli in die Seite, doch die winkt ab: keine Lust und keine Kraft mehr. Es hat sowieso keinen Zweck. »Gleich anschließend ruf ich bei der West-Zeitung an«, raunt sie mir zu. »Ich reib mich hier doch nicht für ein Wischiwaschiblatt auf. Dann wenigstens ordentlich verdienen.«

Wieder in Köln

Uli ist im Westen, um die Personalabteilung der West-Zeitung noch ein wenig zu vertrösten. Sie kann sich einfach nicht entschließen, das sinkende Schiff NBI zu verlassen. Wir telefonieren: Jetzt sei es wahrscheinlich endgültig gelaufen. Der neuernannte Geschäftsführer, der die NBI in eine GmbH überführen sollte, ist von einer westdeutschen Wirtschaftszeitung als Manager für den Ost-Vertrieb abgeworben worden - seine Intimkenntnisse über die Wirtschaftslage der NBI und des Berliner Verlages inklusive. Und dem daraufhin neuernannten Geschäftsführer seien letzgens die Visitenkarten aus der Hosentasche gefallen: Auf denen fungiere er bereits als Vertreter einer privaten Werbeagentur. Aber wahrscheinlich könne man sich einen Geschäftsführer sowieso sparen, denn nun solle der Verlag wieder als Ganzes verkauft werden, und was dann aus dem Abkommen der NBI mit der Druckerei in Speyer würde, wisse auch keiner. Auf allen Etagen sähe man sie wieder: die smarten Herren mit goldeingefaßten Lesebrillen und Aktenköfferchen. »Ich seil mich vorher ab«, sagt Uli resigniert, »wahrscheinlich unterschreib ich jetzt den neuen Arbeitsvertrag.« Aber sie fühle sich elendig, so als beginge sie Fahnenflucht. Ich erinnere sie an die 2000 DM, die sie dann mehr verdienen würde als ich. Dann könne doch zur Abwechslung mal sie mir Kaffee schicken. Uli lacht: »Mach ich glatt, armes Schwesterlein. Und jetzt besauf ich mich mit den Herren mit den Krawattennadeln. Das werden ja nun wohl meine neuen Kollegen.«

Nachtrag:

Im Mai 1990 tritt die PDS mit dem britischen Verleger Robert Maxwell in Verhandlungen - er will an die 50 % des Verlages übernehmen. Ohne Wissen der PDS wird sich Maxwell wiederum mit Gruner & Jahr über die

Aufteilung ihrer Anteile am Verlag handelseinig. Währenddessen hat die Volkskammer eine Regierungskommission beauftragt, die Vermögen der alten Parteien, also insbesondere das der heutigen PDS, in treuhänderische Verwaltung zu überführen. Damit wird auch das Schicksal des Berliner Verlages wieder in Frage gestellt. Dessenungeachtet erscheint die NBI am 1. Juni 1990 in der neuen Aufmachung, als Titelbild eine nackte Frau. Und Uli, die gerade ihrem Chefredakteur gestanden hat, daß auch sie gehen wird, setzt für die nächste Ausgabe einen Artikel über Gregor Gysi durch, der dem neuen Stil des Blattes eher zuwiderläuft. Zuwider ist der Artikel aber auch Uli Arbeitgeber in spe. Sie ist als PDS-U-Boot entlarvt, und das große Hamburger Journal legt auf die neue Ost-Kollegin keinen Wert mehr. »Irgendwie bin ich heilfroh«, schickt Uli einen glaubhaften Stoßseufzer durchs Telefon nach Köln. »So werde ich davor bewahrt, meine politische Seele zu verkaufen.«